

Harry SÖDERMAN
Auf der Spur des Verbrechens, 1957.

Edition, annotation et présentation de Joseph GRIVEL © 2005

Harry Söderman est né le 28 août 1902 à Stockholm. Il est mort à Tanger le 16 mars 1956.

Sa vie entière a été consacrée à la criminologie. Sa formation est internationale (Allemagne, Asie, France, Suède, Etats-Unis entre autres). Elle l'a notamment conduit à devenir l'un des fondateurs d'Interpol.

Il rend compte de cette riche expérience professionnelle dans *Policeman's lot. A criminologist's gallery of friends and felons* édité en 1956 par l'éditeur new-yorkais Funk & Wagnalls l'année même de sa mort. L'ouvrage a été traduit dans de nombreuses langues. La traduction française, *Quarante ans de police internationale*, est publiée la même année par les Presses de la Cité. L'édition allemande paraît en 1957 sous le titre *Auf der Spur des Verbrechens. Lebenserinnerungen eines Kriminalisten*, chez Kiepenheuer & Witsch, à Cologne. L'édition italienne, de 1959, intitulée *Policeman's lot. Memorie dell'ispettore di polizia Harry Soederman*, est éditée par Vallecchi à Florence. Il existe aussi une édition hollandaise, *Hier politie! De memoires van een internationaal vermaard politieman*.

Edmond Locard est l'un des deux dédicataires de l'ouvrage. Cet ancien directeur du Laboratoire de police technique de Lyon est en outre l'auteur de la préface de l'édition française, reprise dans l'édition italienne. Harry Söderman était entré comme assistant dans son laboratoire en 1926, à 24 ans. A cette époque, les découvertes de Glozel commencent juste à être médiatisées. Elles ont le soutien de la Faculté des Sciences de Lyon. Et Söderman est invité par Edmond Locard à s'associer aux experts lyonnais du Comité d'Etudes que sont Charles Depéret, Fabien Arcelin et Frédéric Roman et à participer à leurs fouilles de contrôle du 12 au 14 avril 1928.

Harry Söderman consacre un chapitre de ses mémoires à cette participation : « The Glozel affair », 17^e chapitre de l'édition anglaise, « L'affaire de Glozel », chapitre XIV de la Première partie de l'édition française, « Die Glozel-Affäre », 17^e chapitre de l'édition allemande, « Un poliziotto fra gli archeologi », chapitre XIV de l'édition italienne.

Le texte diffère d'une édition à l'autre et le lecteur, même s'il n'est pas polyglotte, pourra tirer profit de la consultation des quatre éditions. Des photographies illustrent les éditions anglaise, française et italienne. L'édition anglaise comporte de surcroît des reproductions au trait d'objets de Glozel. L'édition française offre un texte écourté aux dépens notamment du récit par Locard de plusieurs cas de fraude (mystification de Chasles par Vrain-Lucas, faux moabites, manuscrit de la Bible...). L'édition italienne est la seule à rendre compte de la tentative infructueuse de faire dater par le radiocarbone des objets de Glozel à l'Université de Columbia.

En 1928, Harry Söderman quitte le Laboratoire de Police technique de Lyon. Resté en contact avec Antonin Morlet, il intervient à plusieurs reprises comme intermédiaire pour des travaux d'analyse dans des laboratoires étrangers : en 1928 à Stockholm auprès du professeur Hall pour l'analyse en coupes minces de racines fossilisées dans des céramiques, en 1930 toujours à Stockholm auprès du professeur Blix pour une analyse osseuse et en 1954 à l'Université de Columbia auprès du professeur Kulp pour des datations d'objets en os par le radiocarbone.

Harry Söderman

Lebenserinnerungen eines Kriminalisten



Auf der Spur des Verbrechens

HARRY SÖDERMAN

AUF DER SPUR DES
VERBRECHENS

*Lebenserinnerungen eines
Kriminalisten*

KIEPENHEUER & WITSCH
KOLN · BERLIN

DIE GLOZEL-AFFÄRE

Gegen Ende meiner Lyoner Lehrzeit hatte ich mit einem Fall zu tun, der mir noch heute als einer der interessantesten erscheint, mit denen ich je in Berührung kam. Es war kein eigentlicher Kriminalfall, obwohl einer der Hauptbeteiligten ermordet wurde und von den anderen mindestens einer wahrscheinlich ein Fälscher war. Der Fall ist bis auf den heutigen Tag nicht ganz aufgeklärt, und vielleicht wird das nie gelingen. Ich selber interessiere mich allerdings nach wie vor leidenschaftlich für ihn, und mehr als jedes andere Erlebnis in meiner kriminalistischen Laufbahn hat er mein persönliches Leben bereichert.

Eines Tages wurde ich in Locards Büro gerufen. Der Chef saß in seinem Stuhl zurückgelehnt und las einen Brief.

»Setzen Sie sich, Harry«, sagte er, »ich habe eine Auftrag für Sie.« Er lächelte leise. »Einen Auftrag, der ganz anders ist als alle, die Sie bisher bekommen haben. Sie werden sich in sehr erlauchten Kreisen bewegen, ja, erlaucht ist das richtige Wort.«

Locard kam mir an diesem Morgen ganz anders als sonst vor. Mir wurde etwas unbehaglich zumute, und es gefiel mir gar nicht, daß er, statt mich anzusehen, weiter auf den Brief starrte.

»Mir ist alles recht«, erwiderte ich.

»Nun«, fuhr er fort, »diese Sache setzt Erfahrung voraus. Ich muß einen guten Mann dort hinschicken.« Endlich legte er den Brief hin und blickte mich an. »Sie haben doch gewiß schon von der Glozel-Affäre gehört?«

Natürlich hatte ich davon gehört. Zwei Jahre lang war sie eine Zeitungssensation gewesen, und das Herz sank mir in die Schuhe, als ich Locard den Namen nennen hörte. Die Sache hatte vor vier Jahren in dem kleinen Dorf Glozel begonnen, das etwa zwanzig Kilometer südöstlich von Vichy lag. In der Nähe von Glozel befand sich ein Bauernhof, der schon seit mehreren Generationen im Besitz einer Familie Fradin war. An einem Märztag im Jahre 1924 arbeitete der damals zwanzigjährige Emile Fradin auf einem Feld und stieß dabei auf zwei Steine, die ihm sonderbar vorkamen. Nach getaner Arbeit ging er am Abend noch einmal auf das Feld, um noch etwas zu graben, und entdeckte dabei eine etwa drei Meter lange und einen Meter breite flache ovale Grube. Die Grube war mit Steinen ausgelegt, und auf dem Boden lagen Scherben von Tongefäßen. Wissenschaftler neigten später zu der Ansicht, daß es ein alter Glasbrennerofen gewesen sein könne, wie es deren in dieser Gegend viele gab. Aber Emile war kein Archäologe und wußte nichts von dieser Möglichkeit. Am nächsten Tage grub er weiter, vielleicht in der Hoffnung, etwas Wertvolles zu finden, und ein paar Meter von der Grube entfernt stieß er auf einen anderen Stein oder eine Steintafel. Auf ihr waren deutlich sichtbare Zeichen eingeritzt.

Die Familie Fradin saß nun schon seit 1870 auf dem Hof und bestellte die Felder, ohne dabei aber reich geworden zu sein. In diesem Gebiet Frankreichs ist der Boden nicht so fruchtbar wie in vielen anderen Gegenden, und in dem armen Dorf Glozel konnte es nicht einmal der Fleißigste zu etwas bringen. Trotzdem hingen die Fradins an ihrer Scholle. Für den jungen Mann und seinen über siebzigjährigen Großvater war es ein erregender Gedanke, daß sich in ihren mageren Äckern Überreste einer alten Kultur verbergen könnten. In einem so kleinen Dorf, in dem schon seit Jahren alle Themen abgeklappert waren, bot das natürlich einen interessanten Gesprächsstoff.

Nachdem der alte Fradin seinen Nachbarn von Emiles Funden erzählt hatte, begannen viele von ihnen abends auf das Feld zu pilgern. Je mehr kamen, desto mehr wurde darüber geredet, und nach vierzehn Tagen kam die Sache der Dorfschullehrerin, einem Fräulein Picandet, zu Ohren. Sie führte darauf ihre Schüler zu der Ausgrabungsstätte. Emile hatte mittlerweile noch mehrere Steintafeln, auf denen sich Zeichen und sogar Abdrücke menschlicher Handflächen befanden, und eine kleine Steinhacke ans Licht gebracht.

Fräulein Picandet war sehr beeindruckt von dem, was sie sah, und berichtete ihren Vorgesetzten darüber. Diese wiederum schickten ihren Brief an ein Bürgerkomitee weiter, das gegründet worden war, um den Fremdenverkehr und den Handel in dieser Gegend zu fördern. Das Komitee schickte einen Vertreter auf den Fradinschen Hof, aber die Fradins forderten fünfzig Francs für ein zweitägiges weiteres Graben auf ihrem Feld. Das Komitee lehnte die Zahlung ab, aus dem einfachen Grunde, weil ihm keine Mittel für solchen Zweck zur Verfügung standen. Weiter geschah zunächst nichts, und die Fradins begannen zu überlegen, ob sie das Feld wieder pflügen sollten. Mehrere Jahre lang war es Weide gewesen und war jetzt an der Reihe, wieder als Acker benutzt zu werden.

Da griff Dr. A. Monet ein. Er war Arzt in Vichy und offensichtlich ein treuer Leser der Berichte des Bürgerkomitees. In dem neuesten Bericht hatte er einen Aufsatz über die Glozel-Angelegenheit gefunden. Er interessierte sich leidenschaftlich für alle Spuren der gallo-römischen Periode in dieser Gegend, und als er las, daß das Komitee sich geweigert habe, fünfzig Francs für das Graben auszugeben, begab er sich nach Glozel, um sich an Ort und Stelle ein Bild zu machen. Nach seiner Ansicht stammten die Funde nicht aus der gallo-römischen Zeit, sondern aus einer viel früheren Periode. Er sprach mit den Fradins und erfuhr eine interessante Einzelheit von ihnen. Als ihre Familie im Jahre 1870 den Hof erworben hatte, sagten sie, habe der Mann, von dem sie ihn gekauft hatte, erzählt, daß er, als er ein totes Tier auf dem Felde begraben habe, auf einen Tonkrug mit seltsamen Zeichen gestoßen sei. Er habe ihn mit nach Hause genommen und auf den Kaminsims gestellt, wo er jahrelang gestanden habe. Viele der Dörfler erinnerten sich, ihn dort gesehen zu haben, fügten die Fradins hinzu, aber als ihre Familie eingezogen sei, habe man ihn fortgeworfen.

Diese Geschichte und die Funde selber begeisterten Dr. Morlet. Kurz darauf suchten Emile Fradin und seine Schwester ihn auf und sagten ihm, der Großvater habe sich entschlossen, das Feld zu pflügen. Morlet, dem bei dieser Kunde vor Entsetzen das Herz fast stillstand, erbot sich, das Feld auf neun Jahre für zweihundert Francs jährlich zu pachten. Er behielt sich das Vorkaufsrecht für alles, was dort gefunden würde, vor und – was für einen solchen Enthusiasten wie ihn noch wichtiger war – das ausschließliche Recht, die Funde zu fotografieren und Artikel über sie zu veröffentlichen.

So wurde man sich einig, aber ans diesem so harmlosen Beginn entwickelte sich ein wilder Streit, der mit gallischer Leidenschaft geführt wurde. Als Dr. Morlet mit seinen Ausgrabungen begann, entdeckte er eine große Menge von Gegenständen, vor allem geschnitzte Knochen und noch eine Reihe der seltsamen Steintafeln mit ihren unentzifferbaren Zeichen. Diese Funde zogen zunächst keine besondere Aufmerksamkeit auf sich, aber eines Tages brachte der Spaten einen Knochen ans Licht, auf dem ein Rentier eingeritzt war. Es war sonnenklar, daß der Schnitzer ein Rentier mit eigenen Augen gesehen haben mußte. Bei weiteren Ausgrabungen kamen ein paar Rentier- und Pantherzähne zum Vorschein.

Um den daraus entstehenden Aufruhr zu verstehen, muß man wissen, daß die Paläontologen sich darin einig waren, daß es seit dem Ende des Paläolithikums oder der Älteren Steinzeit in Frankreich keine Rentiere gegeben hatte. In jener Zeit war die Eisschicht, die einst ganz Skandinavien und einen Teil des nördlichen Kontinents bedeckte, geschmolzen und zurückgewichen. Dennoch nahm man an, daß das Klima im mittleren Westeuropa eine lange Zeit so kalt war, daß Rentiere in ihm leben konnten, bis dann schließlich auch sie dem Eis folgten und sich nach Skandinavien zurückzogen.

Die zweite Hälfte der Älteren Steinzeit wird in drei Hauptperioden unterteilt, deren bedeutendste das *Magdalénien* ist. In jener Epoche lebten in gewissen Teilen Frankreichs und Spaniens die Menschen in Höhlen. Diese primitiven Höhlenbewohner waren aber

künstlerisch außerordentlich begabt. Zu ihrer Zeit entstanden zum Beispiel die berühmten Höhlenzeichnungen in der Dordogne und Altamira. Aber als dann das Paläolithikum dem Neolithikum oder der Jungsteinzeit das Feld räumte, verschwand die große Kunst der Höhlenzeichnungen.

Anfangs glaubte Morlet, daß die in Glozel ausgegrabenen Gegenstände aus dem Neolithikum stammten, aber die Rentierfunde und eine Reihe anderer Umstände ließen ihn dieses Urteil revidieren und sie auf das Ende des Magdalénien datieren. Dies brachte ihn sofort in Konflikt mit den Berufsarchäologen, die behaupteten, daß die Nachkommen der Menschen des Magdalénien auf einer sehr niedrigen Kulturstufe gestanden hätten. Die Funde in Glozel widersprachen dieser Theorie. Die große Kunst der Höhlenzeichnungen war zwar verschwunden, aber die Nachkommen der Künstler hatten zumindest durch die Erfindung von etwas, das augenscheinlich eine Art Schrift war, ihre kulturelle Vitalität bewiesen. Morlet war davon überzeugt, daß die Reihen eingeritzter Zeichen auf Knochen und Steinen nichts anderes als die ältesten bekannten Schriftzeichen sein konnten. Entweder war Glozel ein Schwindel oder eine der größten archäologischen Entdeckungen unserer Zeit.

Als Morlet im Jahre 1926 seine Funde veröffentlichte, begann sofort ein heftiger Kampf. Einige der Kritiker behaupteten, der junge Emile Fradin sei ein Fälscher und Betrüger. Aber wie erklärten sie es sich, daß ein zwanzigjähriger ungebildeter Bauernjunge eine ganze prähistorische Kultur erfunden und annähernd siebzehn Gegenstände hergestellt hätte, die man dann auf dem Feld der Fradins ausgrub? Wie sollte er an den Rentierknochen und die Zähne gekommen sein? Die Kritiker nahmen an, er habe die prächtigen Zeichnungen aus archäologischen Werken kopiert, aber solche Bücher gab es nicht auf dem Hof, und man konnte bezweifeln, daß Emile jemals etwas anderes als sein Gebetbuch und hin und wieder eine Zeitung gelesen hatte.

Andere Skeptiker bestritten, daß Dr. Morlet seine Ausgrabungen in einer gründlichen, sorgfältigen und wissenschaftlichen Weise durchgeführt habe. Darin war ein Körnchen Wahrheit. Zu Beginn betrieb man das Ausgraben wie eine Art Familienvergnügen. Aber die Entgegnung auf diese Kritik war ebenfalls beweiskräftig: Viele der Kritiker waren selber daran schuld. Anfangs erschienen mehrere Gelehrte auf dem Feld und baten um die Erlaubnis, selber graben zu dürfen, weil sie hofften, damit ihre Zweifel untermauern zu können. Dr. Morlet blieb nichts anderes übrig, als ihnen die Erlaubnis zu geben, weil er wußte, daß, wenn er es ablehnte, er sich verdächtig machte und die Kritik erst recht herausforderte. So kam es denn zu Dutzenden mehr oder weniger planloser Ausgrabungen.

Nach einer Flut von wissenschaftlichen Aufsätzen – und vielen Sensationsberichten in den Zeitungen – beauftragte das Internationale Institut für Anthropologie eine Kommission von Gelehrten, nach Glozel zu fahren und über die dort gemachten Funde ein Gutachten abzugeben. Das weltweite Aufsehen, das der Fall erregte, bestimmte die französische Regierung, die Ausgrabungsstätte für wissenschaftlich bedeutend zu erklären. Anfang 1928 erstattete ein Chirurg, der wie Morlet archäologisch interessiert war, aber heftig bestritt, daß die Funde authentisch seien, beim Staatsanwalt Anzeige gegen Unbekannt wegen Betrugs. Die Polizei durchsuchte darauf den Hof und beschlagnahmte etwa hundert der ausgegrabenen Gegenstände.

Diese Gegenstände wurden dann an Edmond Bayle gesandt und zu der Zeit, als ich den Auftrag erhielt, im Pariser Polizeilaboratorium untersucht. Bayle ließ sich für sein Gutachten ein volles Jahr Zeit. Unterdessen erreichten die kämpferische Leidenschaft der Gelehrten und das Interesse des Publikums ihren Siedepunkt. Der Hintergrund des Falls und jedes noch so winzige Detail waren für die Zeitungen ein gefundenes Fressen, und dies alles ging mir durch den Kopf, als Locard mich mit dieser Mission beauftragte.

»Das ist ein sehr heißes Eisen«, sagte ich.

Er wich meinem Blick aus. »Das Polizeilaboratorium von Lyon ist aufgefordert worden, jemanden nach Glozel zu schicken. Ein internationales Komitee soll dort nach eingehender Prüfung die Echtheit feststellen. Dr. Salomon Reinach, der, wie Sie wahrscheinlich wissen, eine Weltautorität auf dem Gebiet der prähistorischen und alten

Sprachen ist, wird aus Paris dort hinkommen. Ferner Depéret von der Universität Lyon als Experte für Geologie und Paläontologie und viele andere. Wie ich Ihnen schon sagte, Sie werden sich in einer erlauchten Gesellschaft befinden.«

»Ja, allerdings, aber es wäre doch besser, Sie führen selber hin. Ihre Feststellungen werden mehr Gewicht haben.«

»Das ist leider unmöglich«, erwiderte Locard. »Es halten mich hier zu viele Pflichten fest.«

Dieser Auftrag war etwas anderes als die üblichen polizeilichen Untersuchungen, sei es am Tatort eines Verbrechens oder im Laboratorium. Obwohl ich vermutete, daß Locard sich aus der ganzen Glozel-Kontroverse heraushalten wollte und mich als seinen Vertreter in das Komitee entsandte, weil ich nicht nur jung und unbekannt, sondern auch Ausländer war, der nicht vorhatte, französischer Beamter zu werden, war ich mir doch der Ehre bewußt, die dieser Auftrag bedeutete; und es reizte mich gerade, daß dieser Fall etwas Einmaliges war.

»Nun, mein junger Freund«, sagte Locard, »lassen Sie uns kurz von dem sprechen, was Sie dort erwartet. Sie wissen bereits, wie kämpferisch Archäologen sein können. Man glaubt immer, Wissenschaftler seien von kühler Objektivität, aber in Wirklichkeit sind viele von ihnen in ihrer Leidenschaft verblendet wie Linder. Wenn sich nicht so mancher dieser Herren ein X für ein U vormachen ließe, hätten viele Fälscher nicht ein so leichtes Spiel mit ihnen. Manche Gelehrte scheinen tatsächlich törichter zu sein als irgendein unwissender Bauer. Ich will ihnen einmal etwas von dem grotesken Fall des großen Mathematikers Michel Chasles erzählen.

Chasles war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Professor für Mathematik an der Sorbonne, ein sehr bedeutender Mann, der auf dem Gebiet der analytischen Geometrie eine Reihe neuer Methoden entdeckt hatte. Zu seinem Privatvergnügen sammelte er Autographen und kam dabei mit einem Händler namens Vrain-Lucas in Verbindung, der nichts weiter als ein plumper Fälscher gewesen zu sein scheint. In sieben Jahren kaufte Professor Chasles von diesem üblen Subjekt fast Siebenundzwanzigtausend Briefe und Autogramme berühmter Persönlichkeiten. Vrain-Lucas behauptete, sie stammten aus einer Sammlung, die einem inzwischen ertrunkenen Adligen gehört hätte. Die Sammlung enthielt Briefe von Newton, Galilei, Maria Stuart, Vercingetorix, Julius Cäsar und sogar Kleopatra. In einem der angeblichen Briefe Kleopatras an Cäsar stand: *Mein Geliebter, unser Sohn Cäsarion ist gesund. Ich hoffe, wir können bald die Reise von hier nach Marseille antreten.* Dieser Brief war auf Papier und nicht auf Papyrus geschrieben.

Alle Dokumente dieser Sammlung übrigens waren auf gewöhnlichem Papier geschrieben, das mit Rauch behandelt war. Bei genauer Untersuchung konnte man sogar das Wasserzeichen des Papierfabrikanten feststellen. Kaum hundert der vielen tausend Briefe und Autogramme, die Chasles gekauft hatte, waren echt. Als Vrain-Lucas der Prozeß gemacht wurde, erklärte er dem Gericht, er habe nur Frankreich und seine großen Männer und seine große geschichtliche Vergangenheit, die so oft vergessen würden, erinnern wollen. Das Gericht seinerseits erinnerte ihn aber an einige der gültigen Gesetze und verurteilte ihn zu zwei Jahren Gefängnis.

Nicht weniger bemerkenswert war die Entdeckung einer Fülle von Vasen, Urnen, Tafeln und Statuetten aus gebranntem Ton unmittelbar vor den Mauern von Jerusalem. Diese Gegenstände sollten moabitischen Ursprungs sein, und die meisten von ihnen waren reich mit Zeichen bedeckt, die der alten Schrift der Phönizier glichen. Unter diesem Riesenberg befand sich sogar eine Pfeife, die Astarte, der syrisch-phönizischen Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, gehört haben sollte. Was sie in ihr geraucht hatte, war allerdings nicht klar. Tabak konnte es keinesfalls sein, denn er war erst nach Kolumbus' Zeit in Europa und dem Nahen Osten eingeführt worden.

So unglaublich es klingen mag, einem deutschen Wissenschaftler gelang es, die preußische Regierung dazu zu bewegen, das Ganze zu einem gewaltigen Preis zu erwerben. Ein berühmter deutscher Archäologe begann sofort, ein Werk über die Kultur der Moabiter im Licht dieser Funde zu schreiben, aber ein französischer Gelehrter und Diplomat, Charles-Simon Clermont-Ganneau, konnte beweisen, daß der moabitische Ursprung dieser

Sammlung nur in der Phantasie einiger arabischer Fälscher, die zudem Analphabeten waren, existierte.

Dieser Clermont-Ganneau scheint ein sehr skeptischer Mann gewesen zu sein. Elf Jahre später, im Jahre 1883, hörte er zu seinem Erstaunen, daß das Britische Museum einen Teil der Urhandschrift der Bibel erworben habe. Nach seinem Entdecker wurde dieser kostbare Schatz als Shapira-Bibel bezeichnet. Der Name Shapira kam Clermont-Ganneau irgendwie bekannt vor, und es fiel ihm schließlich ein, daß der gleiche Shapira den preußischen Wissenschaftler auf jene angeblichen Moabiter-Funde aufmerksam gemacht hatte. Der kühne Gelehrte reiste sofort nach London, um sich jene Bibel genau anzusehen, aber die Beamten des Britischen Museums wollten ihm nicht gestatten, sie zu prüfen. Er konnte sie nur wie das übrige Publikum hinter einer Glasscheibe betrachten. Aber selbst so erkannte er rasch die Fälschung. Der Text war mit Tinte auf eine alte Thora-Rolle geschrieben. Shapira floh nach Rotterdam und nahm sich dort das Leben.

Ich könnte Ihnen noch stundenlang solche Geschichten erzählen«, sagte Locard und schüttelte traurig den Kopf. »Da war zum Beispiel auch die berühmte Tiara, die irgendeiner ägyptischen oder syrischen Königin gehört haben sollte. Der Louvre bezahlte eine märchenhafte Summe dafür, aber sieben Jahre später kam heraus, daß sie von einem begabten Goldschmied in Odessa angefertigt worden war. Jedenfalls seien Sie in Glozel auf der Hut, Harry. Fälscher gibt es überall in der Welt – sogar auf Bauernhöfen.«

Nachdem ich diese nicht gerade beruhigenden Geschichten gehört hatte, suchte ich mir in unserem Archiv die Zeitungsausschnitte heraus, die sich mit der Glozel-Affäre befaßten. Als ich sie einen nach dem anderen las, wurde mir allmählich zumute, als ob ich zum Kriegsberichterstatter ernannt worden wäre. Eine so leidenschaftliche Kontroverse hatte es wohl kaum je gegeben. Wie im amerikanischen Bürgerkrieg kämpften hier Vater gegen Sohn und Bruder gegen Bruder. Es hagelte Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, und die Volksseele kochte. Mir war alles andere als wohl in meiner Haut, und der heuchlerische Trost, den mir meine Kollegen im Laboratorium zusprachen, als sie von meiner Aufgabe erfuhren, richtete mich nicht im geringsten auf.

Was sollte ich für meine Arbeit dort mitnehmen? In der alltäglichen Vesperpause wurde ich mit guten Ratschlägen überschüttet.

Chevassus meinte, ich nähme am besten alles für das Abnehmen von Fingerabdrücken Notwendige mit, »denn«, fügte er hinzu, »man kann nie wissen, ob man nicht die Fingerabdrücke einigen dieser Burschen für unsere Polizeiakten braucht. Ich für mein Teil traue der ganzen Sache nicht.«

Eine Pistole mitzunehmen, hielten meine Freunde freilich nicht für notwendig, da Archäologen im allgemeinen nicht dafür bekannt sind, daß sie bewaffneten Widerstand leisten. Der gute Grangeversannes, der Polizeifotograf, ging sogar so weit, mir die kleinste vorhandene Kamera zu leihen, obwohl er sie wie seinen Augapfel hütete, und ebenso gab er mir mehrere Packungen fotografischer Platten. Schließlich riet man mir, ein paar kleine chirurgische Instrumente wie Skalpelle und Scheren, ein starkes Vergrößerungsglas und eine Taschenlampe mitzunehmen.

Ich selber ergänzte meine Ausrüstung noch durch ein Paar Handschellen. Warum ich das tat, ist mir heute ein Rätsel; vielleicht wollte ich damit nur mein Selbstvertrauen als Detektiv stärken. Im übrigen hatte ich die Handschellen gerade erst am Tage vorher bekommen.

Zwei Tage zuvor hatte mir ein pensionierter Polizeioffizier aus Paris einen Eilbrief geschickt, in dem er mir mitteilte, er habe ganz hervorragende Handschellen erfunden, die er, da er selber Melon heiße, *melonettes* genannt habe. Es war ein hübsches Wortspiel, denn die französische Bezeichnung für Handschellen ist *menottes*. Herr Melon fügte hinzu, er werde am folgenden Morgen in Lyon eintreffen und bitte mich, ihn zu empfangen, weil er seine Handschellen gern in Skandinavien vertreiben wolle.

Er erwies sich als ein kleiner Mann, der von wahren Erfindereifer brannte. Mit bombastischen Worten erklärte er mir, wie turmhoch seine Handschellen allen überlegen seien, die es bisher gebe. Da sie aus Aluminium hergestellt seien, seien sie äußerst leicht, ließen sich außerdem sehr bequem anlegen und sehr schwer öffnen und fielen so wenig

auf, daß keiner, der sie trage, sich ihrer schämen müsse. Er sprach von ihnen fast so, als handele es sich um ein kostbares Schmuckstück. Nachdem er sich lang und breit über die Vorzüge seiner Erfindung ausgelassen hatte, verehrte er mir ein Paar mit den dazugehörigen Schlüsseln. Ich wollte mich zwar nicht sozusagen als Handelsvertreter für ihn betätigen, aber ich gab ihm die Adressen einiger skandinavischer Firmen, die die Polizei mit solchen Dingen beliefern.

Sichtlich befriedigt verließ mich Herr Melon.

Und so tat ich nun also seine Handschellen in meine Aktentasche. Am nächsten Morgen suchte ich Professor Charles Depéret, den Geologen der Universität, auf. Er schien ganz erfreut darüber, daß ich mitkam, und sagte mir, wir würden am nächsten Mittag nach Vichy, der Glozel nächstgelegenen Bahnstation, fahren. Professor Roman, Mayet und Arcelin würden ebenfalls von der Partie sein.

Obwohl ich nicht bei Depéret studierte, kannte ich ihn ganz gut, weil er einer der beliebtesten Professoren an der Universität war. Er war ein dünner, gebrechlicher Mann von vierundsiebzig Jahren, der einen Spitzbart hatte, ein wenig gebeugt ging und stets einen steifen Hut trug. Ursprünglich war er Militärarzt gewesen und hatte sich nur in seiner freien Zeit zu seinem Vergnügen als Geologe betätigt. Unter den französischen Militärärzten gibt es eine erstaunlich große Zahl solcher Amateurwissenschaftler. Schließlich hatte er aber zur Geologie umgesattelt und war ein berühmter Geologe geworden. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens konzentrierte er sich auf Paläontologie, und zu seinen bedeutendsten Entdeckungen gehörte der prähistorische Pferde Zahn, der in Solutré, unweit von Lyon, gefunden worden war.

Wir fuhren mit dem Mittagsschnellzug. Meine gelehrten Reisegefährten und ich hatten ein Abteil fast für uns allein; nur noch eine ältere Dame saß darin, die bald mit ebenso stummer Ehrfurcht wie ich der Unterhaltung der vier Professoren lauschte. Weltberühmte Namen drangen an unser Ohr, und Jahrhunderte, Jahrtausende, ja sogar Jahrmillionen schienen für diese Männer, die ihr Lebenswerk dem Studium der Entwicklung des Menschengeschlechts gewidmet hatten, Bagatellen zu sein. Das Gespräch war so ungeheuer interessant, daß es mich aufs höchste begeisterte. Alles, was ich hier vernahm, war bisher ein Buch mit sieben Siegeln für mich gewesen.

Auf der fünf Stunden währenden Fahrt von Lyon nach Vichy sagte ich selber fast kein Wort, sondern härte nur gebannt zu. Schließlich wandte sich aber Depéret an mich und erkundigte sich nach meinem Chemiestudium und meiner Arbeit im Polizeilaboratorium. Dadurch kamen wir auf Fingerabdrücke zu sprechen, und ich öffnete meine Aktentasche, um ihm mein Fingerabdruckgerät zu zeigen. Während er es sich interessiert ansah, fiel mein Blick auf die Handschellen, die unten in der Tasche lagen, und ich zog sie heraus und zeigte auch sie ihm, wobei ich stolz erklärte, sie seien die neueste Erfindung auf diesem Gebiet. Depéret bat mich, sie ihm anzulegen, um einmal zu spüren, was für ein Gefühl das sei, an den Händen gefesselt zu sein. Ich tat es, aber in dem Augenblick, da sich die Teufelsdinger um seine schmalen Handgelenke schlossen, beschlich mich ein angstvoller Zweifel. Hatte ich auch die Schlüssel mitgenommen? Nein, ich hatte sie vergessen. Nachdem ich hastig die Aktentasche und all meine Taschen durchsucht hatte, wurde mir das Gräßliche zur Gewißheit. Als ich Depéret schonend die peinliche Wahrheit beibrachte, wurde sein freundliches Lächeln melancholisch, und er machte ein langes Gesicht. In etwa zwanzig Minuten würden wir in Vichy ankommen, wo Scharen von Journalisten, Pressefotografen und Kameraleuten der Wochenschau uns auf dem Bahnsteig erwarteten.

Was tun, was tun? Kalter Schweiß brach mir aus, während ich verzweifelt darüber nachdachte, wie ich den armen Professor von den Dingen befreien könnte. In französischen Eisenbahnwagen befinden sich immer in einem Kasten hinter Glas ein paar Werkzeuge, eine Axt, ein kleiner Spaten und ähnliches für Notfälle. Ein Blick auf den gebrechlichen Depéret belehrte mich jedoch darüber, daß man mit ihm behutsam umgehen mußte. Aber vielleicht konnte der Heizer der Lokomotive helfen. Wie sollte ich indessen zu ihm gelangen? Immerhin, es mußte etwas geschehen, und ich war schon drauf und dran, das Zirkuskunststück zu vollführen und über den Tender auf die Lokomotive zu klettern, als

die ältere Dame, unsere Reisegefährtin, die, während sie eifrig strickte, die vertrackte Situation beobachtet hatte, plötzlich sagte: »Versuchen Sie es doch mal mit einer meiner Haarnadeln. Ich habe öfter in Kriminalromanen gelesen, daß sich Schlösser mit Haarnadeln sehr leicht öffnen lassen.«

Sie zog eine Haarnadel aus ihrem Haarknoten und reichte sie mir. Gott segne die Dame mit dem klugen Köpfchen! Entgegen allem, was ihr Erfinder versichert hatte, ließen sich die verfluchten Melonetten leicht öffnen. Bald hatte ich die eine auf, und es war auch höchste Zeit, da der Zug bereits für die Einfahrt in den Bahnhof Vichy sein Tempo verlangsamte. Aber die andere saß noch an des armen Depéret Handgelenk. Ich schob sie ein Stück in den Ärmel hinein und befestigte sie, um ganz sicher zu gehen, mit einem Stück Bindfaden, das mir die lebenswürdige Dame ebenfalls gab. Als ich den Ärmel wieder herunterzog, war von der Handschelle nichts mehr zu sehen.

Erleichtert lächelnd stiegen wir aus und wurden von den Vertretern der Weltpresse interviewt. Die Handschellen blieben unsichtbar, und die Reporter kamen um eine Sensation. Sobald wir im Hotel waren, befreite ich Depéret auch von der anderen Handschelle. Bestimmt würde er nie wieder Handschellen an sich ausprobieren wollen, und mich selbst überließ noch eine Gänsehaut bei dem Gedanken, was hätte geschehen können, wenn die kluge Dame nicht in unserem Abteil gesessen hätte.

In Vichy trafen wir den großen Dr. Reinach, von dem ich erst durch Locard gehört hatte. Das ist wohl auch nicht allzu verwunderlich, da ich mich bis dahin in der Welt der Antike kaum umgetan hatte. Salomon Reinach, der Archäologe, war der mittlere und einzige noch lebende der drei berühmten Brüder Reinach, die um die Jahrhundertwende im französischen kulturellen Leben eine so große Rolle spielten. Als ich ihm in Vichy begegnete, war er schon siebzig, ein kleiner, feuriger, graubärtiger Mann mit Augen, die einen zu durchbohren schienen, und einer großen gebogenen Nase. Trotz seines Alters war er noch Direktor des Pariser *Musée St. Germain* und schrieb häufig in Zeitungen Beiträge über seine Spezialgebiete, Philologie und Archäologie. Seine Frau hatte ihn nach Vichy begleitet, und, ich erfuhr, daß sie sich in ihrer Jugend in Rußland revolutionär betätigt hatte. Sie war dann nach Frankreich geflohen, wo sie ihren Mann kennenlernte, der damals Medizin studierte.

In Vichy hatten sich inzwischen bereits weitere Gelehrte eingefunden. So der berühmte Professor Loth, der zu jener Zeit als eine der größten Autoritäten auf dem Gebiet der keltischen Sprachen galt und von seinem Sohn Wilhelm, einem Ingenieur, begleitet war. Ein weiteres Mitglied des Komitees war der sehr bekannte Latinist Audollent von der Universität Clermont, dessen Spezialität die Entzifferung mittelalterlicher lateinischer Zaubersprüche war. Aus Belgien kam Professor Bayet von der Medizinischen Akademie, aus England Dr. Foat, ein bedeutender Hellenist, und schließlich gehörte auch Professor Tricot-Royer von der Universität Löwen, dessen Fachgebiet die Geschichte der Medizin war, dem Komitee an. Ich war fest davon überzeugt, daß, wenn die Artefakten von Glozel irgendwelche Geheimnisse bargen, diese Versammlung erlauchter Gelehrter sie gewiß lüften würde.

Am selben Tage fand sich das Komitee in einem Hotel in Vichy zu einer Vorbesprechung zusammen. Meine Aufgabe war es dabei, die Vorsichtsmaßnahmen darzulegen, die unsere Untersuchung gegen jede spätere Kritik immun machen würden. Ich ging dabei von der Erwägung aus, daß, wenn die auf dem Feld gefundenen Gegenstände Fälschungen wären, sie dort später vergraben sein mußten. Aber das wäre nicht möglich gewesen, ohne die verschiedenen Erdschichten durcheinanderzubringen. Darum mußten wir beim Ausgraben vertikal vorgehen, und jeder Gegenstand, der beim horizontalen Graben gefunden wurde, mußte von vornherein als nicht authentisch gelten. Wenn wir aber zunächst einen Graben anlegten und längs seiner Wände vertikal in den Boden eindringen, konnten wir jedes Artefakt, so wie es dort eingebettet lag, *in situ*, wie die Archäologen sagen, untersuchen. Diese Methode würde jede künstliche Veränderung der Erdschichten oder andere Spuren von Fälscherei aufdecken. Alle Mitglieder des Komitees waren einstimmig dafür, daß wir so vorgehen wollten. Die Ausgrabungen sollten vier Tage dauern. Noch am gleichen Abend fuhren wir zu einer ersten Besichtigung auf den Hof. Die

Familie Fradin mit dem Großvater an der Spitze begrüßte uns. Der alte Fradin war ein schlanker Mann mit herunterhängendem weißem Schnurrbart und hatte einen verblichenen blauen Kittel, eine weite Hose und Holzpantinen an. Sein damals zwanzigjähriger Enkel war ebenso klein und dürr, hatte aber einen schwarzen, dichten Schnurrbart. Er trug die gleiche bäuerliche Tracht wie sein Großvater. Die Großmutter machte auf uns den größten Eindruck. Sie war eine Siebzigerin mit einem von harter Arbeit zerfurchten Gesicht und mit der angeborenen Würde der französischen Bäuerin.

Die Familie führte uns auf das Feld, wo die Funde gemacht worden waren. Es war ein kleiner Acker, der aussah, als ob er von Bomben aufgewühlt wäre, so dicht war er mit den Löchern und Gruben von früheren Ausgrabungen besät. All diese tiefen Löcher zu graben, hatte viel Mühe und Schweiß gekostet, und das Feld war ein beredter Zeuge des heißen wissenschaftlichen Streits, zu dessen Beilegung wir gekommen waren. Die Fradins zeigten uns auch eine Art Museum, das sie in einer Scheune eingerichtet hatten. Auf Holzregalen lagen dort Hunderte von Tafeln, Steinäxten, geschnitzten und ziselierten Knochen und anderen Artefakten. Wenn man bedachte, daß über hundert Gegenstände beschlagnahmt und nach Paris geschickt worden waren, war es überraschend, daß sich noch so viele hier befanden, und noch heute verwundert mich das.

Am nächsten Morgen machten wir uns an einem noch unberührten Stück des Feldes an die Arbeit. Zunächst hoben ein paar Arbeiter einen etwa zwei Meter tiefen und mehrere Meter langen Graben aus. Als er fertig war, konnte man deutlich die Struktur des Bodens erkennen. Die Schichten waren so klar voneinander abgegrenzt wie die Schichten einer Torte. Die oberste bestand aus grauem Humus und war etwa fünfzig Zentimeter tief. Darunter befand sich eine Schicht von gelbem Lehm, der mit kleinen Steinen und Sand vermischt war. Diese Schicht war sechzig bis neunzig Zentimeter tief und war diejenige, in der die Gegenstände gefunden worden waren. Zahllose Wurzeln verschiedener Pflanzen drangen durch den Humus bis tief in diese gelbe Lehmschicht. Darunter wiederum lag eine Schicht von kompakterem hellerem Lehm. Ich erkannte sofort, daß, wenn wir im Verlauf unseres vertikalen Grabens auf einen Gegenstand stoßen würden, sich leicht nachweisen ließe, ob er erst in neuerer Zeit dort vergraben worden war.

Wir hatten Glück. In den vier Tagen fanden wir ein Stück schwarzen Schiefers, in das ein laufendes Rentier und einige Zeichen eingeritzt waren, die wie Schriftzeichen aussahen. Wir fanden außerdem ein Stück stark versteinerten Knochens, an dem sich ähnliche Zeichen befanden, eine kleine Tonlampe und viele andere Gegenstände, darunter eine Tontafel, über der der Boden völlig unberührt und durch die die Wurzel eines Strauchs hindurchgewachsen war. Diese alte tote Wurzel erschien mir als ein bedeutsames Beweisstück. Konnten wir einen besseren Beweis für die Echtheit verlangen? Hatte man die Gegenstände dort erst später vergraben, so lag die Fälschung zumindest sehr lange zurück. Aber selbst dann wäre das wohl kaum möglich gewesen, ohne daß die messerscharfe Trennungslinie zwischen dem Humus und dem Lehm verwischt worden wäre.

Ich untersuchte ebenfalls die Gegenstände in dem »Museum« und fand in einer Tafel einen Fingerabdruck des Mannes, der sie hergestellt hatte, eingebrannt. Ich nahm die Fingerabdrücke der ganzen Familie Fradin und ebenso Dr. Morlets ab, aber keiner glich dem auf dem Stein. Später veröffentlichte ich einen Aufsatz über diesen Fingerabdruck, der vielleicht der älteste in der Welt war.

Jeden Abend streute ich Gipsmörtel um unseren Graben herum, um zu verhindern, daß jemand in der Nacht dort in der Nähe grub. Am späten Abend des zweiten Tages fuhr ich in einem Taxi von Vichy in die Nähe von Glozel und ging dann zu Fuß auf das Feld. Da es die ganze Nacht regnete, war es ein mehr als ungemütlicher Aufenthalt. Dennoch war es wohl ganz gut, daß ich dort war. Am nächsten Morgen schlich ein junger Student namens Vergnette an der Ausgrabungsstätte herum. Wir sagten ihm, er solle sich scheren, aber er ging in das Bauernhaus hinüber und gab der alten Frau Fradin ein kleines Päckchen, das an Dr. Morlet adressiert war. Als wir es öffneten, fanden wir darin ein paar Schieferstücke. Eins davon war geschnitzt, und andere trugen kabbalistische Zeichen. In dem Päckchen lag auch eine Karte, auf die der junge Mann geschrieben hatte: »Mit besten Empfehlungen des

Künstlers.« Diese Karte bewies, daß die Glozel-Gegner in ihrer Verbitterung bereits die kühle Vernunft verloren hatten.

Ein paar Wochen später veröffentlichte das Komitee seinen Bericht. Auf Grund der von uns entdeckten Beweisstücke erklärte er die Glozel-Funde für echt. Aber an den Gegnern lief er wie Wasser ab. Er machte ihnen nicht den geringsten Eindruck, und sie setzten ihre Angriffe mit unverminderter Leidenschaft fort. Unterdessen wartete die ganze wissenschaftliche Welt auf das Gutachten Bayles, des Leiters des Pariser Polizeilaboratoriums.

Als im Laufe des Jahres das Gutachten endlich das Licht der Welt erblickte, wirkte es geradezu wie eine Sensation. Locard las es mit einem leisen ironischen Lächeln, ohne etwas dazu zu bemerken. Ich vermute, er hatte seine eigene Meinung über den Verfasser, den er nie erwähnte. Zwischen den Laboratorien in Lyon und Paris hatte immer eine Spannung bestanden.

Edmond Bayle war damals ungefähr fünfzig Jahre alt. Seit dem Ende des ersten Weltkrieges war er der Leiter des Pariser Polizeilaboratoriums und fast der unmittelbare Nachfolger des im Jahre 1914 gestorbenen Alphonse Bertillon. Ein paar Jahre lang hatte ein gewisser David, einer von Bertillons Mitarbeitern, das Laboratorium geleitet, aber dann war Bayle an seine Stelle getreten. Seine Berufung auf diesen Posten war ein wenig überraschend, da er bis dahin Physiker am Pasteur-Institut gewesen war.

Wie zu erwarten war, maß Bayle der physikalischen und optischen Analyse in der Polizeiarbeit große Bedeutung bei. Ihm und einem alten deutschen Wissenschaftler namens Jeserich kommt das Verdienst an der Einführung der Spektrographie in die Polizeiwissenschaft zu – dem Fotografieren von Wellenlängen der Linien eines Spektrums. Auf seinem Fachgebiet genoß er einen großen Ruf, aber er war auch als anmaßend und zynisch bekannt.

Bayle hatte mehr als ein Jahr gebraucht, um die ihm aus Glozel geschickten Gegenstände zu begutachten, und er behauptete, bei seinen Untersuchungen auf einige beträchtliche Diskrepanzen gestoßen zu sein. Auf einer der Steintafeln hatte er einen mit Anilinfarbe gefärbten Baumwollfaden (was sich übrigens durch Spektrographie feststellen läßt) und auf einer anderen einen Kartoffelkeim gefunden. Die Steine, sagte er, seien nicht gebrannt, sondern nur geformt und getrocknet, woraus sich das Vorhandensein des Kartoffelkeims erkläre.

Die Glozel-Gegner stimmten laute Triumphgesänge an. Im neuen Internationalen Jahrbuch für 1928 hieß es: »Herr Bayle hat sich als ein ausgezeichnete Detektiv erwiesen... Man kann Glozel fortan als einen der größten Schwindel der Geschichte bezeichnen.«

Jene, die an die Echtheit der Funde glaubten, waren im Augenblick zwar wie vor den Kopf geschlagen, wollten aber noch nicht klein begeben. Der erste Einwand, den sie gegen das Bayle-Gutachten erhoben, war eine Kritik daran, daß man das Beweismaterial beschlagnahmt und hundert Artefakten nach Paris geschickt hatte. Sie wiesen darauf hin, daß die Fradins bei dieser Amtshandlung nicht hätten dabei sein dürfen. Aber noch schlimmer sei es, daß man die Gegenstände nicht, wie das Gesetz es vorschrieb, einzeln versiegelt, verpackt und gekennzeichnet, sondern wie Kraut und Rüben auf einen Haufen geworfen und abtransportiert habe. Einige glaubten sogar an die Möglichkeit, daß der junge Fradin unter die echten archäologischen Schätze ein paar Fälschungen von eigener Hand geschmuggelt habe, aber diese Ansicht fand nur wenig Gehör.

Mich selbst überzeugte das Pariser Gutachten nicht, obwohl ich in der ganzen Sache völlig unparteiisch war. Der kleine häßliche Zwischenfall mit dem jungen Vergnette ging mir nicht aus dem Kopf. Außerdem erinnerte ich mich an die säuberlich getrennten Erdschichten in unserem Graben, in denen die Gegenstände eingebettet gelegen hatten. Bayle hatte dies ganz außer acht gelassen, hatte auch die Fradins selbst nicht vernommen und sich nicht klargemacht, daß die Herstellung einer solchen großen Menge von Artefakten einen kleinen Fabrikbetrieb erfordert hätte. Die zarten und edlen Linien der Rentierzeichnungen bewiesen, schien es mir, echtes künstlerisches Talent, und wo war der Künstler, oder wo waren die Bücher, aus denen man die Zeichnungen kopiert hatte? Und wie stand es mit dem Fingerabdruck?

Die Glozel-Anhänger versuchten, die Meinung der Gegner zu erschüttern. Eine Untersuchung gebrannter Steine in vielen verschiedenen Orten – Lyon, Brüssel, Oslo und Stockholm – bewies, daß ein aus Lehm gebrannter Stein versteinerte Wurzeln enthalten konnte, die erst nach dem Brennen in ihn eingedrungen waren. Das widerlegte Bayles Behauptung hinsichtlich des Kartoffelkeims. Obwohl das Gegenteil behauptet wurde, wurde nie der Beweis erbracht, daß Metallwerkzeuge benutzt worden waren, um die Zeichen in die Knochen und Tafeln einzuritzen. Bayle behauptete, es seien noch Spuren von Mark in den Knochen, aber Sachverständige stellten fest, die Knochen seien völlig versteinert und außerordentlich alt. Im Gegensatz zu dem einige Jahre zurückliegenden berühmten englischen Piltdown-Fall waren die Glozel-Knochen sehr hell in der Farbe und sahen nicht so aus, als ob jemand versucht habe, ihnen ein antikes Aussehen zu geben.

Ein Jahr später, als der Streit immer noch wogte, geschah etwas, das den Glozel-Anhängern neue Waffen lieferte. Am 16. November 1929 wurde Edmond Bayle im Pariser Justizpalast von zwei Revolverkugeln getötet, die ein Mann namens Philipponnet auf ihn abgefeuert hatte.

Der Anlaß zu dem Mord war an sich ganz unbedeutend. Philipponnet hatte einem Hauseigentümer dreißigtausend Francs bezahlt, um eine Wohnung in dem betreffenden Hause zu bekommen (auch damals herrschte in Frankreich große Wohnungsknappheit). Später behauptete der Hauseigentümer, er habe von Philipponnet nur zwölftausend Francs erhalten. Es kam zu einem Zivilprozeß, und ein Schriftsachverständiger bezeugte, daß auf der Quittung ursprünglich die volle Summe gestanden habe und die Zahl mit einem Tintenentfernungsmittel gefälscht worden sei. Er fügte hinzu, man könne mit einem Vergrößerungsglas noch die ursprüngliche Zahl erkennen.

Der Hausbesitzer schickte darauf die Quittung zur Untersuchung an Bayle. In einem umfangreichen Gutachten stellte Bayle fest, es sei kein Tintenentfernungsmittel benutzt worden, und die ursprüngliche Summe habe nur zwölftausend Francs betragen. Er erklärte, er sei leider bei seinen Experimenten gezwungen gewesen, den Teil der Quittung zu vernichten, auf dem der Betrag gestanden habe. Aber Bayles Ruf bei den Pariser Gerichten war so groß, daß Philipponnet trotzdem den Prozeß verlor. Aus Rache erschoss er darauf Bayle, der als Märtyrer der Gerechtigkeit angesehen wurde und ein Staatsbegräbnis erhielt. Den Glozel-Anhängern kam aber dennoch die Vernichtung des entscheidenden Teils der Quittung nicht geheuer vor, und sie begannen Bayles ganze Tätigkeit unter die Lupe zu nehmen. Dabei kam allerlei Merkwürdiges ans Licht, aber ich kann nicht beurteilen, ob das stimmte. Man muß das Urteil darüber dem jüngsten Gericht überlassen.

Die Glozel-Affäre brachte mir etwas Wertvolles ein: die Freundschaft mit Salomon Reinach und seiner Frau. Das kinderlose alte Paar lebte, umgeben von Blumen und Büchern, in einem kleinen Schloß im Bois de Boulogne. Nie wieder ist mir jemand begegnet, der im hohen Alter ein solcher Lebenskünstler war. Immer werden mir die Stunden unvergeßlich bleiben, als ich mit ihm und seiner Frau nach dem Mittagessen an einem milden Frühlingstag auf der Terrasse des Schlosses saß. Die Bäume trugen ihr erstes Grün, und die Sonne schien so sanft, wie sie nur in Frankreich scheint. Aber auch das Essen ist mir in schönster Erinnerung. Es wurde von einer alten Köchin zubereitet, die sich meisterlich darauf verstand.

Mit der Zeit wurde meine Freundschaft mit den Reinachs so eng, daß ich bei jedem meiner Besuche in Paris Anfang der dreißiger Jahre bei ihnen einkehrte. Salomon Reinach erschloß mir eine für mich ganz neue Welt, die Welt der Humaniora. Er besaß die ganze französische Kultur, die *clarté* des französischen Geistes und viel Humor.

Aber ein so guter Freund er sein konnte, so sehr mußte man ihn als Gegner fürchten. Er kannte in seinen Urteilen kein Erbarmen. Als der Kampf um Glozel am heftigsten tobte, äußerte ein Fachmann auf prähistorischem Gebiet die Ansicht, Glozel sei ein Schwindel, und begründete diese Meinung mit seiner sechzigjährigen Erfahrung und dem Studium Tausender von Ausgrabungen. Im Namen der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstands, schloß er, bezweifelten alle Prähistoriker die Echtheit der Glozel-Funde.

Salomon Reinach blieb ihm aber die Antwort nicht schuldig: »Dieser Herr hat durchaus das Recht, im Namen jener zu sprechen, die Spezialisten auf prähistorischem Gebiet, aber nichts weiter sind. Wenn jemand weder Griechisch noch Latein, weder Deutsch noch Englisch, ja nicht einmal Italienisch versteht, wenn er seine eigene Sprache nicht richtig schreiben kann – kurz, wenn er überhaupt nichts weiß, wendet er sich der Prähistorie zu. Ausnahmen gibt es da nur wenige, und auf einen guten Philologen kommen Hunderte von Prähistorikern.«

Nachdem ich wieder nach Schweden zurückgekehrt war, unterhielten wir einen lebhaften Briefwechsel. Mitte der dreißiger Jahre bekam ich eines Tages einen Brief aus Frankreich in einer mir fremden Handschrift. Er enthielt die Nachricht, daß Reinach plötzlich gestorben und seine geliebte Frau ihm am gleichen Nachmittag in den Tod gefolgt sei.